



Maximilian Steiner*)

1904–1988

Ein Nachruf von J. Poelt, Graz

Der Weg

Das Schicksal hat dem am 29. 4. 1904 in Wien geborenen Maximilian STEINER – unter Freunden hieß er Max – gute Gaben in die Wiege gelegt: Einen klaren Verstand, ein hervorragendes Gedächtnis, das bis ins hohe Alter anhalten sollte, Verantwortungsbewußtsein, Musikalität, Treue in den persönlichen Beziehungen, nicht zuletzt aber auch die Fähigkeit, sich zum Ausgleich für die harte Arbeit, die ein Teil seiner selbst war, den kleinen Freuden des Lebens nicht zu verschließen.

*) Ehrenmitglied der Bayer. Botan. Gesellschaft seit 1965

Seine Eltern, aus dem Kaufmannsstand, bemühten sich sehr, ihm eine bestmögliche Schulbildung zu vermitteln. Seine Gymnasialzeit schloß er im damals berühmten Jesuiteninternat „Stella Matutina“ in Feldkirch ab; von der gediegenen humanistischen Grundlage zehrte er zeitlebens und die tiefe Religiosität, die er bis in sein Alter unaufdringlich vorlebte, gab seinem von Schicksalsschlägen nicht freien Leben Halt.

Das Studium in Wien (Biologie, Chemie, Physik, Erdwissenschaften) ließ ihn noch die letzten Jahre der Glanzzeit der Wiener Botanik erleben, mit H. MOLISCH und R.v. WETTSTEIN als Leuchtzeichen des Faches und gleichzeitig bittere Kontrahenten. Oft erzählte Max STEINER von den Exkursionen seiner Studentenzeit, an denen hervorragende Kenner verschiedenster Pflanzengruppen teilnahmen – wohin sind die Zeiten entschwunden? – unter ihnen nicht zuletzt Alexander ZAHLBRUCKNER, der ihm den Weg zu den Flechten wies. Aber zunächst interessierte sich der Studiosus hauptsächlich für die physiologischen Aspekte der Botanik. Das Thema für seine Doktorarbeit gab ihm der junge Dozent G. KLEIN, dessen kurvirger Weg von der Wiener Pflanzenphysiologie zunächst zur deutschen Industrie führte, wohin er seinen Schüler mitnahm. Max STEINER sollte beruflich nie wieder nach Österreich zurückkehren. Er hat sich in seinen jungen Jahren mit vielerlei Problemen beschäftigt, mit Limnologie, Mikrochemie, mit Schwefel- und Stickstoffverbindungen und dem Stickstoffhaushalt der Pflanzen insgesamt. Von der Industrie fand er übrigens bald den Weg zurück zur Universität, zunächst nach Heidelberg, wo Heinrich WALTER den von der Stelle einer wissenschaftlichen Hilfskraft und zusätzlichen kleinen Einkünften lebenden Mitarbeiter für die Ökophysiologie begeisterte, die damals allerdings noch nicht so hieß. Osmotische Werte und die sie bestimmenden Chemismen standen im Vordergrund. Ein 6monatiger Forschungsaufenthalt in Connecticut regte ihn an, sich mit Salzpflanzen der Küsten, ihrer Ökologie und Vergesellschaftung zu beschäftigen; die Flechten vergaß er auch dort nicht.

In der Folge habilitierte sich Max STEINER, mit politisch verursachten Verzögerungen, in Stuttgart, wohin er Heinrich WALTER gefolgt war. 1939 führte sein Weg zu Richard HARDER nach Göttingen, wo er einen großen Teil der Kriegszeit hindurch tausend Probleme zu lösen hatte und offenbar wenig zum arbeiten kam. Zwischendurch hatte er auch Wehrdienst bei den Sanitätern abzuleisten.

In der Nachkriegszeit, die viele deutsche Lehrstühle zunächst verwaist sah, war Max STEINER im richtigen Alter und wissenschaftlich genug ausgewiesen, um zunächst Posten zu vertreten und dann einen von ihnen ganz zu übernehmen. Braunschweig und Weihenstephan waren kurze Zwischenstationen auf dem Weg nach Bonn, wo er, auch zunächst vertretungsweise, dann berufen das Extraordinariat für Pharmakognosie leitete, für das er mit seinen breiten Kenntnissen in Anatomie und vergleichender Chemie der Pflanzen prädestiniert war. Bald wurde er persönlicher Ordinarius, schließlich wurde seine Institution zum eigenen Institut aufgewertet und STEINER zum Ordinarius. In Bonn blieb Max STEINER bis zu seiner Emeritierung 1972; hier hat er einige tausend Pharmazeuten kritisch aber menschlich ausgebildet. Eigene Schüler hatte er nicht allzu viele – er war anspruchsvoll –, aber die, die bei ihm Sorgfalt in den Methoden, klares Denken, Einsatz für die Sache lernten, haben ihm alle Ehre eingebracht.

Max STEINERS Weg wäre im Ganzen wohl nicht so gradlinig und glücklich verlaufen, hätte er nicht – im Münchener Botanischen Garten – die Kindergärtnerin Hedwig SCHUMACHER kennengelernt; sie waren füreinander bestimmt. 1936 heirateten die beiden. Sie sorgte mit Liebe und Tatkraft für ihn, nahm ihm viele Probleme des täglichen Lebens ab, für die er sich weniger geeignet fühlte – das familiäre Vehikel steuerte sie! –, sie schenkte ihm fünf Töchter, die ihn im Laufe der Jahre zum fünfzehnfachen Großvater machten, sie war das Zentrum einer glücklichen Familie. Sie brachte aber noch etwas in die Ehe mit, was für ihren Mann große Bedeutung erlangen sollte. Aus altem Tiroler Geschlecht stammend hatte sie Anteil an einem Familienbesitz im Wipptal, in Steinach am Brenner, der sich im Laufe der Zeit zu einem mit Freuden aufgesuchten Feriensitz mauserte. Wann immer es möglich war, im Sommer wie in den Weihnachtsferien, fuhr Max STEINER, der so oft über das schwüle Sommerwetter und die feuchtkühlen Winter von Bonn klagte, nach Steinach, um sich zu erholen. Einen Packen Papiere, die durchgearbeitet werden wollten, hatte er freilich immer dabei.

Max STEINERS Tätigkeit in Bonn war weit über das Institut hinaus sehr breit gespannt. Er hatte im Laufe der Jahre zahlreiche Ämter der Universität inne, er war Mitglied verschiedener politischer Gremien der Stadt. Er war gesucht wegen seiner klaren, den Punkt treffenden Formulierungen, wegen seiner Fähigkeit zu schlichten. Was die Botanik betraf, die er lange Jahre in Form der pharmazeutischen Biologie zu betreuen hatte, so war er sicher zunächst vergleichender Phytochemiker oder chemischer Physiologe. Er meinte aber in Gesprächen öfter, jeder „allgemeine“ Biologe käme früher oder später dazu, sich mit Fragen der Systematik, der Taxonomie zu beschäftigen. Max STEINER fand dieses Feld bei den Flechten, für die ihn einst Alexander ZAHLBRÜCKNER begeistert hatte. Wo sich Gelegenheit bot, sammelte er, so in Connecticut, bei einem Aufenthalt in Ägypten, dann vor allem in der Umgebung seines Sommersitzes Steinach. Er trat mit älteren und jüngeren Lichenologen in Verbindung zu fruchtbarer Zusammenarbeit; professoralen Hochmut hat er nie gekannt. Er nahm die Mühe auf sich, sich in schwierige Formenkreise von Krustenflechten einzuarbeiten, die er Stück für Stück vorbildlich analysierte. Gute Funde lohnten seinen Einsatz. Eine besondere Freude war es ihm, als er bei Steinach an den Basen alter Lärchen mehrfach eine bisher unbekannte Flechtenart entdecken konnte, die sich keiner bisher bekannten Gattung zuordnen ließ. Er publizierte sie mit der ihm eigenen Vielseitigkeit als neues Taxon *Maronella laricina*. Später mußte er freilich erleben, daß die Flechte an allen Fundorten verschwand; da und dort wurden die Lärchen abgehackt, anderorts zerstörte ein Unwetter die Populationen. Derzeit gilt die Art formal als ausgestorben. Max STEINER hat sie an manchen anderen Plätzen, die ökologisch fündig wirkten, gesucht, vergebens. Glücklicherweise sammelte er reichlich. In alter Treue schickte er viele Flechten an das Naturhistorische Museum in Wien, wo sie in den „Kryptogamen exsiccatae“ ausgegeben worden sind. Dies betraf auch mancherlei andere Kryptogamen, vor allem parasitische Pilze. Schließlich wurde er zum Mitherausgeber eines in München publizierten anderen Exsiccatenwerkes „Lichenes Alpium“.

Als Max STEINER 1972 emeritiert wurde, war er rüstig und agil genug, sich neue Aufgaben zu stellen. So nahm er eine günstige Gelegenheit wahr, sich ein weiteres geographisches Feld zu suchen. Er ging für ein halbes Jahr nach Afghanistan und begann die bis dato unbekannte Flechtenwelt des abgelegenen Landes zu studieren. Bäume sind dort spärlich, und so hatte er in erster Linie in der Sommerhitze im Schweiß seines Angesichtes mit Meißel und Hammer zu wirken. Hinterher meinte er nur manchmal, es sei heiß gewesen. Er brachte so reichliches Material zusammen, daß wiederum ein eigenes Exsiccatenwerk ausgegeben werden konnte, „Lichenotheca Afghanica“, vom dem 78 Nummern erschienen sind, ein weltweites Referenzwerk, für das ihm die Wissenschaft dankbar sein muß. Wieder in Deutschland, machte er sich mit Zähigkeit an die Analysen und Bestimmungen, die sich als verzweifelt schwierig erwiesen. Max STEINER hat mit seinem Aufenthalt glücklicherweise die Gelegenheit gehabt, die sehr hohe, umweltbedingte Modifikabilität der Flechten in diesen Trockengebieten, die von den in Europa sitzenden früheren Bearbeitern von zentralasiatischen Sammlungen gar nicht verstanden werden konnte und deshalb viel taxonomisches Unheil angerichtet hat, eingehend zu studieren; so war er vor Fehlschlüssen gewappnet. Er berichtete etwa, daß auch manche Rindenflechten – solche gab es etwa in geschützten „Heiligen Hainen“ – von Staubkrusten so dick bedeckt waren, daß sie sich dort in Anatomie und Färbung, verglichen mit „freilebenden“ Populationen, stark verändert hatten. Die Flechten mußten im übrigen mit Wasser und Bürste für die Analyse gereinigt werden. Eine erste Übersicht über die sehr bemerkenswerte, aber ebenso merkwürdig einseitige Laub- und Strauchflechtenflora von Afghanistan und mehrere Beiträge zu anderen Gruppen sind erschienen. Es wird noch lange dauern, bis sein ganzes Material bearbeitet sein wird.

Die Persönlichkeit

Wollte man Max STEINER, dem üblen Brauch des Menschen zufolge, alles in wohl definierte Schubladen stecken zu wollen, in eine Gruppe ordnen, so täte man sich schon beim Wissenschaftler schwer, ihn unterzubringen. Hier kann nur von dem Teil seines Wirkens die Rede

sein, der üblicherweise als „Spezielle Botanik“ bezeichnet wird. Es ging ihm um vergleichende Chemie von Naturstoffen, die Anatomie wurde nach altem Brauch nicht vergessen. Es ging ihm um Ökologie. Betrachtet man seinen Beitrag zur Lichenologie, die ihm langsam und insbesondere nach seiner Emeritierung von der Neben- zur Hauptsache geworden war, so wird der Versuch nicht leichter. Max STEINER war zum einen ein begeisterter Sammler. Material, das sein Hammer vom Stein gelöst hatte, liegt in vielen Herbarien. Er war Florist und hat zur Kenntnis der Flechtenflora von Tirol viel, zu der von Afghanistan das bisher Entscheidende beigetragen. Er hat auch bei den Flechten taxonomisch ausgerichtete Naturstoffchemie betrieben, etwa die der schwierigen Anthrachinone. Er hat als Taxonom neue Sippen beschrieben und Verwandtschaften revidiert. Er hat Ökologie betrieben, mit Vorsicht auch das Netz der Soziologie benützt. Und aus allen Beiträgen geht sein Bemühen hervor, die Flechten mit ihrem biologischen Umfeld verständlich zu machen. Er hat sich nie wirklich spezialisiert, das wollte und konnte sein umfassend gebildeter Geist wohl nicht. Er ist seiner Wissenschaft im Ganzen ein Leben lang treu geblieben, ohne ihr den Menschen zu opfern.



Mit ihm zusammenzusein, war immer ein Erlebnis, man ging bereichert, ob man mit ihm alleine beisammen saß oder in einer Gruppe oder ob man sich an seiner Seite auf botanischen Bergfahrten steile Hänge hinaufquälte. Auf Exkursionen zeigte er sich zäh, bis in späte Jahre. Von ihm als kleine Abendspaziergänge apostrophierte Unternehmungen erwiesen sich als ausgewachsene Touren. Die 700 Meter hohen Steilhänge seines geliebten, äußerlich so unansehnlichen aber botanisch reichen Bentstein, für die ein durchschnittlicher Bergwanderer zweieinhalb Stunden einsetzen mag, lief er, in der „Direttissima“, in anderthalb Stunden bergauf, obwohl er gerade mittelgroß war. Anspruchslos im Wesen vermochte er mit allen Schwierigkeiten gut fertig zu werden. Der Optimismus verließ ihn kaum. Hatte ihn der Tag beglückt, und saß er abends mit geschätzten Menschen in der Hütte, konnte es gar sein, daß er zur Klampfe griff

und die Wienerlieder seiner Jugend sang – unvergeßliche Stunden! Dabei kam aus seinem Munde nie ein schiefes Wort. Höchstens wenn ihn jemand durch allzu große Verständnisschwierigkeiten oder gar eingebildetes Wesen nervte, konnte er unwirsch werden, für kurze Minuten, kurz, weil ihn dabei vielleicht die linguistische Frage zu interessieren begann, was denn das verlorengegangene Wort „wirsch“ einst bedeutet haben mochte. Die Abendstunden, mit einem guten Glas Roten, blieben für die, die um ihn saßen, unvergeßlich, gleich, ob er aus vergangenen Zeiten berichtete, Menschen schilderte, mit denen er zu tun hatte, oder zu den Dingen der Zeit Stellung nahm. Sprühend von Geist, Charme und Witz waren seine Damenreden. Sein gerechtes Urteil wurde für Nachrufe auf verstorbene Kollegen gesucht, die zu lesen auch für den Gewinn bedeutet, der die Geschilderten nicht gekannt hat. Max STEINER hat sich nie geschaut, nicht nur die Leistungen, sondern auch die menschlichen, manchmal unangenehmen Eigenschaften, die Schrullen seiner Helden mit feinem Humor so zu zeichnen, daß der dargestellte Mensch eher liebenswerter erschien als in einer idealisierten Vorstellung, die STEINER nie geschrieben hätte. Er war ein Mann der Maße, die freilich hundertprozentig zu verlangen wieder unmenschlich wäre. Jedenfalls hatte er bei seinem geliebten Rauch andere Vorstellungen als die, die um ihn waren; die Aschenbecher mußten während einer längeren Sitzung mehrfach geleert werden. Wo Dunst nicht erwünscht war, hat er sich konsequent keit.

Woher hat Max STEINER seine schier unerschöpfliche Energie genommen? Aus seinem glücklichen Familienleben, seiner tiefen religiösen Bindung, seinem Pflichtbewußtsein, aber auch aus seiner Fähigkeit, sich in kurzer Zeit konzentriert erholen zu können. Er läuft, etwa an einem hohen Geburtstag, ruhelos durchs Haus, spricht mit diesem und jenem über dieses und jenes, versenkt sich in einem ruhigen Raum urplötzlich für einige Minuten in ein Brahmsches Violinkonzert und springt am Ende munter auf, als hätte er Stunden geruht. Dies gibt Anlaß zu bemerken, daß ihm eine andere Erholung lange Jahre lebenswichtig gewesen ist, der wöchentliche Quartettabend, den er ungern anderen Verpflichtungen opferte; er strich die Bratsche.

Im Jahre 1975 fand erstmals eine große internationale flechtenkundliche Exkursion statt, veranstaltet von der „International Association for Lichenology“. Sie führte in die Ostalpen und Max STEINER war einer der beiden Leiter. Die Hohen Tauern waren das erste Ziel, die Umgebung von Steinach – wie könnte es anders sein – das zweite. Die zehn Tage lange Unternehmung war von einem geradezu unglaublichen Wetterglück begünstigt. Über die besuchten Gipfel – die Kirchdachspitze bei Gschnitz (2840 m) gehörte dazu – spannte sich ein silberblauer Himmel. Es waren unvergeßliche Tage des Glückes. Am vorletzten Abend bat das Ehepaar STEINER zum Empfang im eigenen Haus. Frau STEINER agierte mit gewohntem Temperament. Die Teilnehmer schieden in der Sicherheit, auch einen menschlichen Höhepunkt erlebt zu haben. Keiner ahnte, daß Frau STEINER wenige Tage später unerwartet das Krankenhaus aufsuchen mußte. Das offene Grab nur einige Monate darauf hat Max STEINER ins Innerste getroffen. Er sprach wenig davon, gewöhnte sich, nachdem die Kinder längst Familien gegründet hatten oder sonst ihres Weges gingen, ans Alleinsein. Ohne zu klagen übernahm er die Tätigkeiten, die er vorher gar nicht gewohnt war. Er arbeitete wie üblich, obwohl er das Alter spürte, an seinen afghanischen Flechten, freute sich auf die Besuche seiner Kinder, Enkel und Freunde. Die letzten Monate wurde er von einer seiner Töchter und ihrer Familie in Hebertshausen, in der Nähe von München, liebevoll umsorgt. Am 6. Oktober 1988 ist er dort ruhig verstorben.

(Ein Verzeichnis seiner Arbeiten ist 1975 in Decheniana 127: VIII-XII erschienen, eine abschließende Aufzählung soll in Band 142 [1989] der gleichen Zeitschrift erscheinen.)